

# Siebs und "Schweizer-Siebs"

Autor(en): **Ziegler, Armin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **13 (1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420500>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Siebs und „Schweizer-Siebs“

Siebs? Wer oder was ist das?

Diese Frage dürfte kaum so müßig sein, wie es einem Leser unseres Sprachspiegels scheinen mag: während ihm der Name längst zu einem Begriff geworden, trifft das leider in weiteren Kreisen nur ausnahmsweise zu. Der Duden, wohl einem jeden bekannt und vertraut, liegt vielen als unentbehrlicher Freund und Ratgeber in den Wirrnissen der Rechtschreibung stets griffbereit zur Hand; Siebs dagegen, der für die nicht minder verwickelte „Rechtsprechung“ das sein möchte und sein sollte, was Duden für die Rechtschreibung ist, blieb selbst dem Gebildeten in der Regel ein Fremder.

Dem Deutschunterricht jeder Stufe und überall (nicht etwa nur bei uns in der Schweiz) ging es und geht es noch immer weniger um das Sprechen als um die Sprache, viel mehr um Sprach- als um Sprechkultur. Nicht selten so weit, daß darunter die zum gesunden Kind gehörende Sprach- und Ausdrucksfreude leidet und langsam verkümmert. Und das muß sich, nebenbei bemerkt, bei unserm an sich schon zurückhaltenden, eher gehemmten Menschenschlag doppelt bedenklich auswirken, kommt doch nach neueren Erkenntnissen gerade dem wachen Wort, der freien, lebendigen Rede ein ganz besonderer, auflockernder und persönlichkeitsbildender Wert zu.

Was trägt wohl die Schuld an solchem Mißverständnis? Ist es lediglich Folge von Schulung und Gewohnheit? Könnte es sein, daß gerade das Primäre des Sprechens zum Eindruck verleitet, es sei hier weniger Nachhilfe, keine besondere Erziehung und Führung mehr nötig? Oder rührt es daher, daß auf dem Papier „Verewigtes“ unvergleichlich bleibender nachwirken kann als das dem Mund entschwebende, so flüchtige Wort?

\*

Unerwartet erhob sich ein frischerer Wind, der bis in die breitere Öffentlichkeit dem gesprochenen Wort gegenüber etwas Aufmerksamkeit zu tragen vermochte, als 1950 die maßgebenden Kreise in Deutschland den Entschluß faßten, das seit langem vergriffene

Werk von Siebs zu neuem Leben zu erwecken. Nach seiner mehr als 50jährigen Bewährung konnte sich die damit verbundene zeitbedingte Überarbeitung auf wenige und geringfügige Einzelheiten beschränken. Dafür ergriffen einige Gebiete deutscher Zunge die Gelegenheit, regionale und mundartliche Gepflogenheiten geltend zu machen und für diese größere Rücksicht zu fordern.

Die Kommission, welche die Aufgabe für unser Land übernahm, hat ihre Arbeit nun abgeschlossen. Bereits in der April-Nummer des „Sprachspiegels“ konnte der Vertreter des Sprachvereins, Herr Prof. Merian-Genast, über die Verhandlungen und das Ergebnis berichten. Er unterstrich das grundsätzlich Befriedigende einer Lösung des Ausspracheproblems in schweizerischem Sinne, mußte gleichzeitig aber auch feststellen daß es bei all den Ansichten und Ansprüchen gegensätzlicher Art nicht ohne einschneidende und zum Teil recht bedauerliche Kompromisse abging.

Kritik daran hatte schon vorher eingesetzt und im Laufe der verflissenen Monate einem lebhaften Meinungs austausch, z. B. in den Spalten der Schweizerischen Lehrerzeitung, gerufen; leider war ihm kein greifbarer Erfolg beschieden.

\*

Eine Einstellung, der man im Volke begegnet: „Was soll ich mich mit einem zweiten Deutsch abmühen! Ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und damit basta!“ erledigt sich wohl selbst, ist sie doch gar zu offensichtlich nur ein Ausfluß krassester Verständnislosigkeit oder sturer Bequemlichkeit.

Ernster schon ist die Befürchtung zu werten, daß ein Bühnendeutsch auf unsern Alltagsverkehr abfärben, unser Alltagsgespräch auf Stelzen stellen würde. Doch wird ein einigermaßen reges Sprachgefühl immer — mit Siebs so gut wie ohne Siebs — die verschiedenen Ebenen auseinanderzuhalten wissen und der jeweiligen Sprechsituation, die ja stets das Ausschlaggebende, Bestimmende sein und bleiben muß, ganz unwillkürlich gerecht werden. Einem urgesunden, erfreulichen Empfinden unseres Volkes entspringt die Auflehnung gegen alles „preußisch Zackige“. Näher besehen erweist sich diese abstoßende Eigenheit vieler deutscher Sprecher aber eher als eine charakterlich oder regional bedingte

Übertreibung, die mit Siebs und dem, was er vertritt, auch nicht das geringste gemein hat. Ebenso wenig dürfen, streng genommen, all die vielen andern Geziertheiten und Geschmacklosigkeiten, die unser Ohr und Gefühl verletzen, der Hochsprache als solcher und Siebs zur Last gelegt werden. Zu denken gibt es übrigens, daß Entgleisungen dieser Art mehrheitlich und am auffälligsten gerade Leuten unterlaufen, die sich anstrengen, recht „schön“ zu reden. Wo eben Wissen und Können mit dem Wollen nicht Schritt halten, da schleichen am leichtesten Unnatur, Mache, Künstelei sich ein. Einen besonders eindrücklichen Beweis dafür liefert das Sorgenkind *ch*. Der „ich-Laut“ wird im Eifer, ihn aus den Rachentiefen und gleichzeitig auch von seinem Bruder, dem „ach-Laut“, zu lösen, mit erschreckender Häufigkeit zum gänzlich undeutsch und noch mehr unschweizerisch, lediglich affektiert klingenden *isch* verfälscht: „Isch spresche nischt aus Zürisch.“ Eine Klippe, so einfach zu meiden, wüßte man nur, daß *ch* und *sch* streng getrennten Artikulationsvorgängen gehorchen!

Saubere Hochsprache ist keineswegs unvereinbar mit gutschweizerischem Wesen und Schweizerdeutsch (einem Heiri Gretler z. B. wird man kaum unschweizerisches Gebaren und Sprechen vorwerfen). Und doch stößt man immer wieder auf das Vorurteil, Sichmühen um besseres Hochdeutsch sei Verrat an Mundart und Volkstum, ein klobiges „Bundesdeutsch“ somit Gebot der geistigen Landesverteidigung. Ein Trugschluß, um so gefährlicher, da er so gut gemeint ist. Sprechkultur nämlich kommt gleichmäßig beiden Sprachen (und dem Sprecher!) zugut. Nachlässigkeit schadet beiden, viel entscheidender aber der Mundart. Angekränkelt sind heute schon beide; die Muttersprache ist oft weder Fisch noch Vogel, nichts Besseres mehr als eine vermundartlichte Schriftsprache; ein Mundartvortrag wird unwillkürlich papierreif gedacht und dann, „wärti Aawäsedü“, schlecht und recht übersetzt. Und das „Großratsdeutsch“ jeglichen Grades, dem man in bemühendem Ausmaß und bis in gebildete und gebildetste Kreise hinein begegnet, gereicht unserer Sprechkultur auch nicht zur Ehre. Schärfste Trennung, jede Sprache an ihrem angestammten Platz und dort lautrein, das ist das Gebot der Stunde, immer wieder von einsichtigen Fachleuten gepredigt. Gewiß nicht grundlos hat z. B. ein Otto von Greyerz sich mit ganzem Gewicht eingesetzt für „planmäßige Pflege einer reinen deutschen Aussprache“

und hat Christian Winkler in seiner vortrefflichen, leider vergriffenen „Sprachtechnik für Deutschschweizer“ gewarnt: „... ihre (der Mundart) Entwicklung auf die Schriftsprache zu wird nur beschleunigt, wenn man die Sprachen einander angleicht.“

\*

Unsere Siebs-Kommission hat das Volk daran erinnert, daß es gilt, eine Hochsprache zu pflegen; sie hat ihr mögliches getan, um mancher Siebsschen Regelung vermehrte Geltung und Nachachtung zu schaffen; und sie hat sich bestrebt, unsern Landsleuten dort, wo Siebs sie gar zu fern und fremd anmuten mag, durch Ausweichmöglichkeiten das Hochdeutsch mundgerechter zu machen und näher zu bringen. Für all dies ist ihr aufrichtiger Dank gewiß.

Zu schade, daß sie nicht halt machte vor Lockerungen, die unserm Gefühl nach bereits an den deutschen Sprachgeist rühren. Und enttäuschend muß es wirken, wenn gelegentlich zur Forderung wird, was besser nur Vorschlag, Empfehlung, Erlaubnis im Sinne einer Erleichterung geblieben wäre. Gegen Siebssche Regelungen, über die man in guten Treuen geteilter Meinung sein kann, ist kurzweg das Wort „unannehmbar“ gefallen. Mit Lösungen solcher Art tritt die Kommission der Freiheit des Einzelnen nahe, sich eigenem Sprachgefühl gehorchend im Rahmen seiner Fähigkeit für weitergehende Wahrung der Idealform zu entscheiden.

Leitsatz der Siebsschen Lehre war und ist es, ein sprachliches Vorbild aufzustellen, gültig, maßgebend und einigendes Band für das gesamte deutsche Sprachgebiet. Gewissermaßen das deutsche Sprachgewissen. In seiner Höchstform wird es ja nur bestem gehobenem Kunstvortrag vorbehalten und erreichbar sein; doch sollte es jederzeit und jedermann richtungweisend vor Augen stehen. Selbstverständlich eng verbunden mit dem Bewußtsein all der vielfältigen Abstufungen, die durch Sprechanaß und Sprechsituation geboten werden.

In echt demokratisch anmutendem Vorgehen nach Mehrheitsbeschluß, d. h. dem als mehrheitlich festgestellten Gebrauch in den verschiedenen Ländern und Landesteilen Rechnung tragend, wurden von Siebs und seinen Mitarbeitern (aus allen in Frage kommenden Berufen) die Regelungen getroffen und überdies für gewisse lokal-, sozial- und affektbedingte Eigenarten weitere Zugeständnisse gemacht. Die Zugeständnisse aber, die unsere Kom-

mission beansprucht, haben die dabei gesteckten Grenzen so erheblich überschritten, daß die Befürchtung nicht mehr von der Hand zu weisen ist, sie könnten den Keim einer neuen, selbständigen „helvetischen Zweigsprache“ mit eigener Geltungsnorm in sich bergen. Und das käme nicht nur einem verhängnisvollen Einbruch in das Siebssche Gebäude einer deutschen Einheitssprache gleich, sondern würde auch für unser Land einen nicht übersehbaren Kulturverlust bedeuten. Dieser Ansicht waren auch die Bearbeiter und Herausgeber des neuen Siebs, als sie eine Anregung, die für die Schweiz vorgesehenen Abweichungen in Form eines Anhangs oder Beiblattes ihrem Buch einzugliedern, ablehnten.

Und nun sind diese statt dessen als unabhängig veröffentlichter Ausspracheleitfaden zusammengefaßt und auch schon gedruckt und erschienen. Jetzt noch Einzelheiten herauszugreifen und kritisch unter die Lupe zu legen, ist zwecklos geworden. Der „Schweizer-Siebs“ ist geboren, daran gibt's nichts mehr zu rütteln. So bleibt höchstens noch, ihm als Frucht unserer Betrachtungen ein paar Geburtstagswünsche auf den Lebensweg mitzugeben:

Möge es ihm mit den Erleichterungen, die er uns bringt, beschieden sein, bessere Aufnahme, mehr Anerkennung und Beachtung zu genießen, als bisher Siebs zuteil geworden, und so die Grundlage für eine befriedigendere Sprecherziehung und Sprechpflege in unserm Lande zu bilden; und möge der Schweizer nie vergessen, daß „sein Siebs“ nur als ein nie unterschreitbares Mindestmaß aufgefaßt werden darf und immer neue Impulse von ihm ausgehen sollten nach „aufwärts“, der Reinheit der Siebsschen Idealform entgegen!

*Armin Ziegler, Zürich*

## **Was im Elsaß vor sich geht**

— Die „Schweizer Rundschau“ hat in ihrer Januar-Nummer 1957 eine Arbeit des hervorragenden elsässischen Pädagogen Jos. Harnist (Schlettstadt) über „Das Sprachenproblem im Elsaß“ veröffentlicht. Der Verfasser tritt darin für vermehrten Deutschunterricht in der elsässischen Volksschule ein, weil man vom Bekannten zum Unbekannten vorgehen müsse und nicht umgekehrt, wenn